

Abhandlungen

Kerstin Jürgens

Perspektiverweiterung statt Kriseninszenierung.

Ein Beitrag zum Diskurs über die Zukunft der Arbeits- und
Industriesoziologie

Abstract

Während sich die empirische Forschung durch den rasanten Wandel von Arbeit herausgefordert sieht, beschwören Beiträge in Fachzeitschriften „Krise“ und „Elend“ der Arbeits- und Industriesoziologie herauf. Der Beitrag zeigt auf, dass es sich hierbei überwiegend um dramaturgische Inszenierungen handelt, und bilanziert zentrale Argumente des Diskurses. In der Teildisziplin scheint man sich einig, den Gegenstandsbereich angesichts eines Strukturwandels von Arbeit ausweiten zu müssen (2). Daraus werden jedoch höchst unterschiedliche Schlussfolgerungen gezogen: Betonen die einen Kritikpotential und gesellschaftstheoretischen Anspruch der Arbeits- und Industriesoziologie, gilt anderen gerade der Abschied von diesen Traditionen als Voraussetzung für ihre „Rettung“ (3). Dabei wird deutlich, dass beiden Positionen ein verkürzter Arbeitsbegriff zugrunde liegt. Eine Perspektiverweiterung auf Arbeit außerhalb der Erwerbssphäre erweist sich jedoch nicht nur aufgrund veränderter Arbeitsorganisation als geboten, sondern vermag auch Diagnosestärke und Kritikpotential der Arbeits- und Industriesoziologie nachhaltig zu stärken (4).

1 Viel Lärm um nichts? Die aktuelle Debatte zum Selbstverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie

Der rasante Wandel von Erwerbsarbeit und neue Logiken der kapitalistischen Nutzung von Arbeitskraft haben in der Arbeits- und Industriesoziologie Impulse dafür gegeben, nicht nur den bislang ausgewiesenen Gegenstandsbereich, sondern auch die über Jahrzehnte hinweg favorisierten theoretischen Perspektiven auf den Prüfstand zu stellen. Für die Soziologie ist es – im Vergleich zu anderen Wissenschaften – unabdingbar, dass angesichts der permanenten Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung die Paradigmen wiederholt zur Disposition stehen. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist die rege Debatte des Familienbegriffs innerhalb der deutschen Familiensoziologie, die sich im Zuge dieser Auseinandersetzung sowohl über Vorgehensweise und Selbstverständnis der Forschergemeinde verständigt, als auch Ziele und Titel der Sektion zur Diskussion stellt („Erwägen Wissen Ethik“ 3/2003). Für die Arbeits- und Industriesoziologie scheint es sich demgegenüber um eine zur Zeit existenzielle Frage zu

handeln, eindeutige Antworten auf solche für die Soziologie üblichen selbstreferentiellen Betrachtungen zu finden. Es kursieren Fragen nach dem „Anachronismus“ (Deutschmann 2001), dem „Ende“ (Schumann 2002) oder einer „Renaissance“ (Hirsch-Kreinsen 2003) der Teildisziplin. Kühl (2004) greift gar die alten dramatisierenden Formeln von der „Krise“ (Touraine 1972) und vom „Elend“ (Herkommer 1972) der Industriesoziologie auf. Die Titel erwecken den Eindruck, die Industriesoziologie wäre inzwischen obsolet geworden oder zumindest so tief eingeschlafen, dass sie erst wiederbelebt werden müsse.¹

Angesichts der Zentralität des Themas „Arbeit“ in öffentlichen und vor allem politischen Debatten sowie der regen Forschungsaktivitäten von Arbeits- und IndustriesoziologInnen muss dieser Diskurs – vor allem Außenstehende – in Erstaunen versetzen. Denn der implizite oder explizite Rekurs auf den Begriff der „Krise“ bedeutet nicht weniger, als dass eine Teildisziplin entweder Probleme hat, ihren Gegenstand zu identifizieren, oder mit bisherigen Erklärungsmodellen ihren Gegenstand nicht mehr angemessen analysieren kann. Nach Kuhn (1967, 96ff.) sind solche Krisen *Vorboten von Paradigmenwechseln*, die sich durch die Entdeckung neuer Fakten oder die Entwicklung neuer Theorien ergeben.

Die ExpertInnen eint die Erkenntnis, dass sich Erwerbsarbeit so stark ausdifferenziert hat, dass die Teildisziplin nun die Aufgabe habe, sich der Vielfalt von neuen Arbeitsformen zu stellen und den definierten Forschungsgegenstand zu erweitern. Es trennen sie jedoch die Schlussfolgerungen und Konsequenzen, die sie daraus für die zukünftige Ausrichtung der Arbeits- und Industriesoziologie ziehen. Ist man sich bei der Festlegung des neuen Gegenstandes noch auffällig nah, nimmt der Abstand bei der Wahl der theoretischen Bezugspunkte rasch zu. Dies ist im Unterschied zu anderen Teildisziplinen aus zwei Gründen bedeutsam: Die Arbeits- und Industriesoziologie vertrat in den letzten Jahrzehnten zum einen den Anspruch, über die Untersuchung von Arbeit, die Gesellschaft in ihrer essentiellen Gestalt und Wirkung zu untersuchen und gesellschaftliche Entwicklung insgesamt zu erklären. Industriesoziologie sollte stets „mehr als eine der sogenannten Bindestrichsoziologien“ sein (Hirsch-Kreinsen 2003, 5), da die Industrialisierung als der bedeutendste Antrieb für die Entwicklung der Gesellschaft identifiziert wurde. Dieser Anspruch wurde nicht immer eingelöst, sondern in vielen Forschungsarbeiten zugunsten einer betriebsorientierten Analyse des Wandels von Arbeit vernachlässigt; er blieb jedoch kennzeichnend für das Selbstverständnis der Forscher-gemeinde. Zum anderen legten sich prominente VertreterInnen mit der Marxschen Gesellschaftstheorie auch auf ein bestimmtes Erklärungsmodell fest und trugen maßgeblich zu dessen Rezeption und kontinuierlicher Aktualisierung bei. Der Gegensatz von Kapital und Arbeit galt und gilt für ein Gros empirischer Arbeiten und für Ansätze „mittlerer Reichweite“ auch heute noch als ein grundlegendes Deutungsschema. Ebenso verbreitet ist die Kritik an dieser Ausrichtung: Brandt (1984) problematisiert eine „Fixierung“ der industriesoziologischen Forschung auf die Marxsche Theorie. Während in der Nachkriegszeit lediglich die Themen an Marx Analyse orientiert gewesen seien, habe sich in den siebziger Jahren die Tendenz einer „direkt Marx verpflichteten Forschung“ (260) durchgesetzt, die zu enge Ableitungen betreibe. In der Konsequenz teile daher – so die damalige Einschätzung – die Industriesoziologie ihre Stärken und Schwächen mit der Marxschen Theorie.

Was heißt dies für das heutige Selbstverständnis? Für die jüngere Generation von ArbeitsforscherInnen stellt sich die Frage, ob und wie sich an Traditionen der Arbeits- und Industriesoziologie anknüpfen lässt, ohne dabei den Anschluss an gegenwärtige theoretische

¹ Krisen-Begriffe kursieren bereits seit den sechziger Jahren in der Industriesoziologie und verweisen auf eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit etablierten Paradigmen und Differenzen in der Festlegung zentraler Aufgaben der Teildisziplin (Lutz/Schmidt 1977; Brandt 1984).

Debatten und Anforderungen im Fach insgesamt zu verlieren. Die aktuelle Kontroverse ist insofern bedeutsam, da sie einen möglichen Orientierungsrahmen für eine Selbstverortung in der Teildisziplin bereit stellt.

Die in der gegenwärtigen Debatte kursierenden Forderungen nach neuen theoretischen Ausrichtungen stellen – in der vorliegenden Zuspitzung – bisherige Traditionslinien grundlegend in Frage. Einerseits nutzen die Forscher das Bild der „Krise“ als rhetorische Figur, um in ihren Schlussfolgerungen sofort auf die anhaltende Relevanz der Teildisziplin, ihre Diagnosestärken und nicht zuletzt die Bedeutung der eigenen Forschung zu verweisen. „Krise“ gereicht in diesen Fällen nicht als Diagnose, sondern fungiert als dramaturgisches Instrument. Andererseits schleicht sich mit der Debatte selbst jedoch tatsächlich eine „Krise“ in die Teildisziplin ein: Mit der Forderung nach theoretischen Perspektiverweiterungen liegen implizit Vorschläge für einen Paradigmenwechsel der Arbeits- und Industriosozilogie vor. Gesellschaftstheoretischer Anspruch, theoretische Traditionen und Gesellschaftskritik stehen als Leitlinien der Arbeitsforschung zur Disposition.

Ziel des Beitrages ist es, nicht nur Argumente des Diskurses zu bilanzieren und Szenarien zu bewerten, sondern darüber hinaus den Blick auf Begrenzungen im Diskurs und „Wünsche“ an die Teildisziplin zu richten. Im Folgenden gilt es daher zunächst zu prüfen, wie ernsthaft die Krisendiagnose einzuschätzen ist, und welche theoretischen und gegenstandsbezogenen Perspektivwechsel implizit mit diesen Diagnosen einhergehen. Die Auswahl konzentriert sich dabei exemplarisch auf jene Beiträge, die explizit die bisherige Ausrichtung in Frage stellen bzw. zu diesen Krisenszenarien Stellung beziehen.² Zu beachten bleibt, dass die Auswahl den Erkenntnisleistungen und den vielschichtigen, z. T. konträren Positionen in der Teildisziplin nicht gerecht werden kann: Die empirische Forschung reicht weit über die in den Beiträgen genannten Bereiche hinaus und erfasst stets mehr als die in den Überblicksartikeln und Verlautbarungen zum Selbstverständnis der Teildisziplin genannt werden. Diese erfahren jedoch – zudem wenn sie mit Krisenbegriffen betitelt sind – unweigerlich eine große Aufmerksamkeit. Sie werden als Bündelung erforschter Themen und zentraler Theorieperspektiven herangezogen und reichen innerhalb des Fachs und in benachbarten Disziplinen als Gradmesser der aktuellen Relevanz arbeits- und industriosozilogischer Forschung. Wissenschaftlichem Nachwuchs dienen sie dazu, Anregungen für die Entwicklung einer professionellen Identität als ArbeitsforscherIn zu finden. Statt die gesamte Breite des Diskurses zu rezipieren steht daher eine vertiefte und exemplarische Analyse einzelner Positionen im Vordergrund.

2 Der Beitrag konzentriert sich auf aktuellere Stellungnahmen zur Teildisziplin (Brose 1998; Deutschmann 2001, 2003; Hirsch-Kreinsen 2003; Howaldt 2003; Kern 1998; Kühl 2004; Lohr 2003 und Schumann 2002, 2003) sowie auf den deutschen Diskurs. Zur Debatte in anderen Ländern siehe exemplarisch die Beiträge in „Current Sociology“ (2/1999) oder „Sociologie du travail“ (2/2000). Zum einen richtet sich in diesen Debatten der Fokus jedoch weniger auf das Selbstverständnis der Teildisziplin denn auf die Frage der „Zukunft von Arbeit“; andere Arbeitsformen werden hier vor allem im Kontext von Modellen der „Umverteilung von Arbeit“ und kollektiver Arbeitszeitverkürzung diskutiert. Zum anderen zeigen sich länderspezifische Besonderheiten: So konzentriert sich z.B. die jüngere Auseinandersetzung in Frankreich – inspiriert durch die Arbeiten von Bourdieu und Castel – auf das Kritikpotential von Soziologie und Arbeitsforschung sowie auf die Möglichkeiten und Grenzen des Eingreifens in politische Debatten.

2 Einigkeit in der Diagnose: Gegenstandserweiterung auf neue Erwerbsbedingungen

In Deutschland wird heute „Arbeits- und Industriesoziologie“ als offizieller Titel der Sektion innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie geführt. Das definierte Aufgabengebiet ist breit abgesteckt, zeichnet sich jedoch durch eine Diskrepanz zur empirischen Forschung aus: Seit der Nachkriegszeit deklarieren Überblicksartikel wiederholt die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, Erwerbsarbeit, den Industriebetrieb, Erwerbsorientierungen oder Industrielle Beziehungen als Gegenstand der Teildisziplin (z.B. Lutz/Schmidt 1977; Herkommer 1972; Schmidt 1980; Braczyk/v.d. Knesebeck/Schmidt 1982; Littek/Rammert/Wachtler 1982; Mikl-Horke 1988). Die empirische Forschung ist hingegen stets über derlei Begrenzungen im Zugriff hinausgegangen: Private Reproduktionsarbeit, die Reproduktion als Arbeitskraft, (gesellschaftliches) Bewusstsein sowie Lebensführung in Alltag und Lebenslauf zählten und zählen zu den Themen empirischer Studien und mündeten in konzeptionellen Ansätzen, die über die Arbeitsforschung hinaus breite Aufmerksamkeit erhielten.³

Die aktuelle Debatte zum Selbstverständnis der Teildisziplin setzt jedoch – soviel bereits vorab – nicht an einer Perspektiverweiterung auf das außerbetriebliche Leben und Arbeiten an, sondern fokussiert auf Veränderungen in der Erwerbssphäre: Alle Beiträge rekurrieren auf den Strukturwandel von Erwerbsarbeit. Da sich die Krisendiagnose offenkundig also nicht auf die bislang ausgeblendeten Fragen zu Arbeit jenseits von Erwerbsarbeit bezieht, gilt es zu prüfen, inwiefern der Gegenstandsbereich der Arbeits- und Industriesoziologie überhaupt Zweifel im Selbstverständnis auslöst und einen Krisenbegriff rechtfertigt.

Die AutorInnen stimmen darin überein, dass klassische Industriearbeit zwar nach wie vor einen bedeutsamen Erwerbssektor in Deutschland darstellt, aber daneben andere Wirtschaftszweige an Einfluss gewonnen haben. Die mit dieser Entwicklung einhergehende Ausdifferenzierung von Arbeitsbedingungen und sich herauskristallisierende neue Arbeitsformen müssten folglich – so die einhellige Forderung – stärker als bislang auch ins Zentrum der Forschung rücken. Für welche Beschäftigtengruppen sich welche Veränderungen ergeben, sei eine noch weitgehend unbeantwortete Frage – die „heterogene Landkarte der Arbeit“ (Sauer 2001 zitiert nach Schumann 2002, 17) noch zu zeichnen. Betont werden damit mögliche Polarisierungen nicht nur zwischen Hochqualifizierten und prekär Beschäftigten oder zwischen Erwerbslosen und Erwerbstätigen, sondern auch Verwerfungen innerhalb von Arbeitnehmergruppen, die sozialstatistisch als homogen gelten können. Einigkeit besteht dabei in der Einschätzung, dass man das „Ende“ und die „Krise“ der Industriesoziologie abwenden könne, wenn man sich den damit einhergehenden Themen wie etwa neuen Anforderungen an Beschäftigte, der Pluralisierung von Arbeit oder den Folgewirkungen von anhaltender Massenarbeitslosigkeit öffne. Während Deutschmann (2001) diese Gegenstandserweiterung als Desiderat der Industriesoziologie formuliert, sieht Schumann (2002) in den eigenen Forschungsarbeiten bereits erste Schritte in diese Richtung getan: In einem „Strukturmodell der Erwerbstätigkeit in Deutschland“ unterscheidet er – unter Rekurs auf Dahrendorf – unterhalb einer „Globalen Klasse“, die sich durch große ökonomische und politische Herrschaftsressourcen auszeichne, auf einer Moder-

3 Siehe hierzu z.B. bereits die Arbeiten von: Herkommer 1972; Knapp 1981; Becker-Schmidt u.a. 1983; Brock/Vetter 1982; Born/Krüger 1993; Projektgruppe 1995. Auch in der aktuellen Forschung zu „Subjektivierung“ und „Entgrenzung“ von Arbeit finden sich zahlreiche Perspektiverweiterungen auf das Außerbetriebliche. Dennoch nehmen weder ältere noch jüngere Überblicks-Darstellungen (mit Ausnahme von Mikl-Horke und Lohr) systematisch Bezug auf Reproduktionsarbeit. Lediglich partiell bestehen, wie z.B. zwischen Arbeitsmarkt- und Lebenslaufforschung – aufgrund der Personalunion von ForscherInnen – konkretere Vernetzungen.

nisierungsachse die „Macher“, die „Mitgestalter“, die „Ausgesparten“, die „Bedrohten“ und die „Verlierer“ (2002, 17ff.). Mit diesem Modell könne die Ausdifferenzierung genauer gefasst werden, da nicht Segmente, sondern individuelle Erwerbsbedingungen erfasst würden und damit auch Polarisierungen zwischen Beschäftigten innerhalb einzelner Erwerbssegmente berücksichtigt werden könnten.

Schumann sieht dabei in der Industrie nach wie vor eine in Deutschland „wichtige Ressource für die ökonomischen Chancen“ (11) und unterstreicht die nach wie vor weite Verbreitung tayloristischer Arbeit. Deutschmann, Lohr (2003) und Hirsch-Kreinsen (2003) negieren keineswegs diese anhaltend tayloristischen Arbeitsbedingungen in bestimmten Erwerbsbereichen, sie warnen jedoch davor, zu einseitig auf diese zu fokussieren. Gerade in den neuen Nutzungsformen von Arbeitskraft vollziehe sich – wie im Idealtypus des „Arbeitskraftunternehmers“ (Voß/Pongratz 1998) beschrieben – ein im Vergleich zum Taylorismus noch rigiderer Zugriff auf die Menschen. Die der These vom „Arbeitskraftunternehmer“ zugrundeliegende Tendenzaussage einer zunehmenden Verlagerung von Regulierungsfragen auf die Arbeitenden selbst wird weitgehend bejaht. Hinsichtlich einer Verallgemeinerbarkeit oder gar der Herausbildung eines neuen Typus der Nutzung von Arbeitskraft bestehen jedoch Zweifel (Deutschmann 2001, 64; Schumann 2002, 16ff.; Hirsch-Kreinsen 2003, 15f.). Deutschmann (2001, 62ff.) widerspricht der Annahme, dass sich Arbeitskraft tatsächlich „restlos“ nutzen ließe. Er hält es nicht für möglich, dass sich „quasi ‚direkt‘ auf die Subjektivität der Beschäftigten und ihre Präferenzen zugreifen“ ließe, und betont demgegenüber Vertrauen und Kooperationsbereitschaft als zentrale Parameter des Erfolgs neuer Arbeitsformen. Zudem unterlägen auch neue Arbeitsformen kapitalistischen Produktionsbedingungen sowie dem permanenten Druck von Kostensenkung und Leistungssteigerung (Deutschmann 2002, 8ff.; Lohr 2003, 516). Da wesentliche Machtasymmetrien bestehen blieben, habe die Arbeits- und Industriesoziologie nach wie vor Aufklärungsarbeit zu liefern. Einigkeit besteht in der Forschergemeinde somit darüber, dass Prinzipien einer auf die Subjektivität der Beschäftigten zielenden Arbeitskraftnutzung – sofern sie sich durchsetzen – weitreichender seien als jede tayloristische Nutzung von Arbeitskraft.

Die Argumente unterstreichen eine rege Auseinandersetzungen mit veränderten Formen der Organisation von Arbeit und der Nutzung von Arbeitskraft. Die skizzierten Positionen zeigen, dass zwar die Einschätzungen der Reichweite der wirtschaftlichen Strukturveränderungen zum Teil divergieren, man sich aber einig ist, dass die Industriesoziologie einer *Gegenstandserweiterung auf neue Arbeitsformen und Beschäftigungssegmente* bedarf. Die AutorInnen benennen ein breites Spektrum arbeitssoziologisch relevanter Themen, die in der empirischen Forschungspraxis bereits Beachtung gefunden haben. Die z.T. dramatisierenden Titel der Beiträge sind daher – sofern sie sich auf den Gegenstandsbereich beziehen – als Versuch zu interpretieren, die Forschergemeinschaft aufzurütteln und die Diagnosefähigkeit der Arbeits- und Industriesoziologie langfristig zu erhalten, indem man frühzeitig den Wandel von Arbeit erkennt und neue Arbeitsformen untersucht und reflektiert.

Eine „Krise“ aufgrund einer Vernachlässigung anderer Arbeitsformen als Erwerbsarbeit lässt sich indes nicht feststellen. Die aktuellen Beiträge lesen sich allesamt als *Untermauerung der Teildisziplin*. So dramatisierend die Titel gewählt sind, so deutlich kristallisiert sich heraus, dass die AutorInnen dem Thema „Arbeit“ nach wie vor eine für die Gesellschaftsdiagnose, und damit auch für die Soziologie, zentrale Bedeutung beimessen. Trotz einer offenkundigen Gegenstandserweiterung auf neue Erwerbsbereiche und Beschäftigtengruppen, bleibt diese Perspektiverweiterung jedoch beschränkt: Alle Beiträge – mit Ausnahme der

Stellungnahme von Lohr (2003) – klammern Arbeit jenseits ihrer Erwerbsvermittlung aus dem Gegenstandsbereich der Teildisziplin aus. Familien- und Hausarbeit, private Sorgearbeit, Eigenarbeit oder ehrenamtliches Engagement gelten den Vertretern der Teildisziplin weder als bisherige noch als potenzielle Forschungsthemen.⁴

3 Divergenzen in den Schlussfolgerungen: Traditionsorientierung versus Paradigmenwechsel

ArbeitssoziologInnen bewegt die Frage, ob die Kategorie „Arbeit“ – in der Regel verstanden als Erwerbsarbeit – in Gegenwartsanalysen noch einen hervorgehobenen Stellenwert einnimmt und weiterhin als „Schlüsselkategorie“ gilt. Während sich die VertreterInnen der Teildisziplin in der Konturierung dieser Aufgabenstellung weitgehend einig sind, fallen die Lösungsvorschläge sehr unterschiedlich aus. Die Krisendiagnose könnte sich insofern als berechtigt erweisen, um die Unsicherheit hinsichtlich des bislang postulierten gesellschaftskritischen und -theoretischen Anspruchs zu bewerten. Im Folgenden möchte ich exemplarisch an fünf Beiträgen prüfen, wie überzeugend Plädoyers einzuschätzen sind, die die bisherigen Ansprüche aufrechterhalten bzw. von der Agenda streichen wollen.⁵

3.1 Deutschmann

Während sich etliche VertreterInnen der Arbeits- und Industriesoziologie nicht mehr zur gesellschaftskritischen Tradition äußern, gibt *Deutschmann* (2001) in seinem die Debatte initiiierenden Beitrag einen eher pessimistischen Impuls. Aufgrund der bisherigen Verengung des Forschungsgegenstandes gelänge es kaum noch, die Intentionen der neuen Managementkonzepte und die Persistenz von Herrschaftsverhältnissen und Machtasymmetrien aufzuzeigen. Indem sich die Industriesoziologie auf eine nicht mehr zeitgemäße Taylorismuskritik fixiere und die Analyse repetitiver Arbeit überbewerte, verwirke sie ihren gesellschaftskritischen Anspruch. Deutschmann sieht als wesentliches Problem die in neuen Arbeitsformen praktizierte subjektive Einbindung der Beschäftigten, die dazu genutzt werde, weitere Produktivitätspotentiale zu erschließen. Halte die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie an entmündigter und degradiertem Arbeit als Referenzpunkt fest, dann gelte diese Kritik nur noch für ein Fünftel der Beschäftigten (Deutschmann 2001, 60).

Hier erstaunt zunächst, wie eng Deutschmann Gesellschaftskritik und Taylorismus miteinander verzahnt. Wie er selbst schildert, haben bereits in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine Reihe von Publikationen auf neue Formen der Nutzung von Arbeitskraft aufmerksam gemacht und die These einer möglichen „neuen Stufe des Kapitalismus“ zur Diskussion gestellt (u.a. Sauer/Döhl 1997; Moldaschl 1998; Voß/Pongratz 1998). Alle diese Autoren liefern – zumindest implizit – bereits eine Gesellschaftskritik, wenn sie die neuen Modi der Arbeitskraftnutzung ausleuchten, die nur oberflächlich neue Freiheiten für die Beschäftigten mit sich bringen, faktisch aber zu einer erhöhten Selbstausschöpfung führen. Deutschmanns

4 Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt Resch (2004) für die Arbeitspsychologie. Zwar liegen hier theoretische und methodische Ansätze zur Analyse von Arbeit jenseits der Erwerbssphäre vor, sie wurden in der Disziplin jedoch kaum aufgegriffen: „Untersuchungen über *Arbeitsstätigkeiten* in Beruf und Familie“ (112, herv.i.O.) seien bislang noch randständig.

5 Um die Argumentation zu bewerten, konzentriere ich mich im Folgenden detaillierter auf AutorInnen, die sich sowohl auf den gesellschaftskritischen als auch -theoretischen Anspruch beziehen. Die Nennung folgt entsprechend der Chronologie der Debatte.

Frage nach einem „Anachronismus“ der Industriesoziologie ist daher – wie auch Titel anderer Beiträge – als *rhetorisches Konstrukt* zu bewerten. Zwar ist seine Kritik an der industriesoziologischen Fixierung auf tayloristische Arbeitsbedingungen überzeugend, doch unterliegen auch die neuen Arbeitsformen – wie zuvor Arbeitsformen im Modell von Taylorismus und Fordismus – der Mehrwertsteigerung. Deutschmann selbst betont als normativen Bezugspunkt die „Idee einer Gesellschaft, in der der Mensch seine Persönlichkeit und seine sozialen Beziehungen durch Arbeit frei entfalten kann“ (2001, 58) und problematisiert den neuen Zugriff auf die Beschäftigten als „totalitär“. Sein Plädoyer ist insofern eine Fortsetzung einer Argumentationslinie, die die Berechtigung eines gesellschaftskritischen Anspruchs der Industriesoziologie nur unterstreicht und insofern keiner Krisendiagnose bedarf.

Interessant an Deutschmanns Perspektive ist die konsequente *Subjektorientierung*, die sich von anderen Positionen deutlich abhebt: Er hinterfragt die in der These zum Arbeitskraftunternehmer angelegte Annahme einer „restlosen“ Bereitstellung von Arbeitskraft und betont demgegenüber die Grenzen des „direkten“ Zugriffs auf die Subjektivität von Beschäftigten mit „einschlägigen Sozial- und Psychotechniken“ (2001, 66). Deutschmann vermutet sogar einen bewussten Verzicht der Unternehmen „auf die völlige Ausschöpfung ihrer Arbeitsmarktmacht“ (ebd.). Seine Argumentation scheint hier jedoch etwas zu optimistisch geraten: Sicher gibt es naheliegende Gründe dafür, dass sich Beschäftigte einem „ruinösen Wettlauf gegen sich selbst“ (67, herv.i.O.) verweigern. Bislang ist aber – und dies zeigen bereits die Umrisse des „Strukturbilds der Erwerbstätigkeit“ von Schumann – nur eine Minderheit von Beschäftigten in der Position, die damit verbundenen negativen Sanktionen in Kauf nehmen und individuell abfangen zu können. Dennoch stellt Deutschmanns Argumentation eine wichtige *Perspektiverweiterung für die Industriesoziologie* dar. Er thematisiert nicht einseitig Prozesse der Anpassung von Beschäftigten an neue Arbeitsformen, sondern zieht – als Erweiterung etwa zu Voß/Pongratz (1998) – *Grenzen des Zugriffs* auf den „ganzen Menschen“ zumindest in Erwägung.⁶ Hierin begründet sich sein Vorschlag einer stärkeren Handlungsorientierung der Industriesoziologie (2002, 40ff.), die in der Arbeits- und Industriesoziologie bislang nur bedingt aufgegriffen wurde. Neue Formen betrieblicher Herrschaft und veränderte Interessenkonstellationen ließen sich durch eine solche mikrosoziologische Fundierung leichter erhellen als über strukturtheoretische Perspektiven auf kollektive Akteure, wie sie die Teildisziplin lange Zeit prägten.⁷ Deutschmanns Argumentation assoziiert insofern zwar eine Infragestellung des gesellschaftskritischen Anspruchs der Industriesoziologie, unterstreicht jedoch implizit dessen Aktualität: Sobald die Perspektive der Beschäftigten in die Analyse einfließt, lassen sich die sozialen Folgewirkungen und anhaltend sozialstrukturellen Implikationen von Arbeit nicht mehr ausblenden.

Ähnlich defensiv bleibt Deutschmann auch in seiner Einschätzung des gesellschaftstheoretischen *Anspruchs* der Teildisziplin. Er streut hier eher Zweifel und konzentriert sich auf den Wandel von Arbeitsformen und das Phänomen einer bislang „historisch nie erreichte[n] Konzentration menschlicher Arbeit auf nicht formalisierbare Funktionen als Spezifikum der informationstechnischen Ära“ (2003, 477). Seine historisch angelegte Argumentation setzt dabei auf unterschiedlichen Ebenen an: Deutschmann betrachtet nicht nur die Veränderungen

6 Empirische Forschungsergebnisse verweisen auf bewusste Grenzziehungen der Beschäftigten gegenüber betrieblichen Anforderungen. Sie verhindern ein unmittelbares ‚Durchschlagen‘ ökonomischer Verwertungslogiken und erweisen sich nicht nur individuell, sondern auch im betrieblichen Interesse als höchst funktional (Jürgens 2004).

7 Auch Maurer (2004) plädiert dafür, „Interessen und Situationswahrnehmungen der Unterworfenen“ (16) systematischer einzubeziehen und deren Beitrag zur Stabilisierung von Herrschaft stärker als bislang zu berücksichtigen.

zentraler Institutionen der Arbeitsgesellschaft, sondern nimmt parallel eine akteurstheoretische Perspektive ein, wenn er für einen Arbeitsbegriff plädiert, der sich nicht nur auf „programmgerechtes Verhalten“ bezieht, sondern zwischen Wissen als subjektiver Fähigkeit (Wissen) und symbolisch objektiviertem Wissen (Information) unterscheidet. Deutschmann weist dabei stets auf Kontinuitäten hin und rekonstruiert, dass – über die „kapitalistischen Umwälzungen“ hinweg – die Strukturen der Nutzung von Arbeitskraft weitgehend aufrechterhalten bleiben und soziales Handeln in das Verhältnis von Kapital und Arbeit eingebunden ist.

Sowohl seine Reformulierung einer „Theorie des Geldes“ als auch seine Analyse des Arbeitsverhältnisses sind zwar im Ausgangspunkt akteurszentriert, zielen jedoch implizit, auch durch die historische Einordnung, auf eine gesellschaftstheoretische Reflexion. Während Deutschmanns Plädoyer für eine stärkere mikrosoziologische Betrachtung unmittelbar einleuchtet, bleiben seine daraus abgeleiteten Einwände gegen eine gesellschaftstheoretische Anbindung unklar. Die von ihm selbst vorgetragene Erkenntnisse arbeitssoziologischer Forschung zum Wandel von Arbeit zeigen eindrucksvoll, dass auch die neuen Arbeitsformen kapitalistischen Produktionsbedingungen und Rationalisierungsinteressen unterliegen und Anforderungen der Erwerbssphäre auch in andere Lebensbereiche ausstrahlen. Deutschmann benennt mögliche negative Folgen der neuen Belastungen in der Erwerbsarbeit für Prozesse und Aktivitäten in anderen Lebensbereichen wie z.B. die Entscheidung zur Elternschaft, gemeinsame Zeit mit der Familie oder ehrenamtliches Engagement. Diese offenkundigen *Wechselwirkungen zwischen den Lebensbereichen* und Hierarchien zwischen unterschiedlichen Arbeitsformen *als gesellschaftstheoretische Erkenntnis* zu konzipieren, buchstabiert Deutschmann hingegen nicht weiter aus.

3.2 Schumann

Als Gegenposition hierzu liest sich der Beitrag von *Schumann* (2002), für den nicht nur der gesellschaftskritische, sondern auch der gesellschaftstheoretische Anspruch der Industriesoziologie außer Frage steht. Schumann räumt ein, dass die „Negativ-Folie“ tayloristischer Arbeitspolitik nicht mehr zur „Bestimmung von Arbeitsproblemen und Entfremdungsformen“ ausreicht und es deshalb Aufgabe der Forschung sei, „die Verhaltenszuminungen der Wissensarbeit zu präzisieren und die Widerstandsmöglichkeiten gegen Vereinnahmung und Autonomieverlust zu reflektieren“ (2003, 152). Hierbei handle es sich aber keineswegs um eine „Theorie mittlerer Reichweite“ – wie sie Deutschmann für die Teildisziplin favorisiert –, sondern nach wie vor um eine gesellschaftstheoretische Reflexionsebene. Schumann verweist auf die anhaltende Aktualität der Arbeiten der Kritischen Theorie und sieht in den Reflexionen von Negt (2001) über „Arbeit und menschliche Würde“ ein Beispiel dafür, dass nach wie vor tragfähige Anknüpfungspunkte an eine Gesellschaftstheorie bestehen. „Arbeit“ zähle weiterhin zu den Bestimmungsmomenten gesellschaftlichen Wandels, so dass keine Notwendigkeit für einen theoretischen Perspektivwechsel bestehe: Die Logik der Kapitalverwertung gilt für Schumann nach wie vor als *der* zentrale Impuls für gesellschaftliche Entwicklung (2002, 24). Für Schumann ist Industriesoziologie somit alles andere als ein „Anachronismus“. Sie verfüge über viele Ansatzpunkte, „Aufklärungs- und Orientierungswissen zu erarbeiten“. Zu erwarten sei „eine *Renaissance* der Industriesoziologie, weil wir uns wieder an einem gesellschaftlichen Wendepunkt befinden, in dem Arbeit re-thematisiert wird“ (2003, 162, herv.i.O.).

Schumanns Stellungnahme zeichnet aus, dass er mit der Skizze eines „Strukturbilds der Erwerbstätigkeit“ auf die Reproduktion bestehender Ungleichheitslagen und sich abzeichnen-

de neue Polarisierungen hinweist. Er liefert damit ein anschauliches Beispiel für eine sich kritisch begreifende Industriesoziologie, die nicht nur den Strukturwandel von Arbeit als untersuchungswert betrachtet, sondern auch die Folgen für die Beschäftigten mitreflektiert. Als einziger Vertreter definiert er *Arbeitslosigkeit in den Objektbereich* der Teildisziplin hinein und hält hier auch theoretische Ergänzungen für ratsam wie z.B. eine Einbeziehung der Exklusionsforschung, um das Problem der Massenarbeitslosigkeit systematischer als bislang üblich zu erforschen. Gleichwohl bleibt seine Definition der Aufgaben von Arbeits- und Industriesoziologie damit ebenfalls erwerbsfixiert: Er fokussiert mit seinem Vorschlag auf die Bewältigung und Folgewirkungen des Fehlens von Erwerbsarbeit, nicht aber auf die *Eigenlogik anderer Arbeitsformen*.

3.3 Hirsch-Kreinsen

Ähnlich wie Schumann argumentiert *Hirsch-Kreinsen* (2003). Er plädiert dafür – der bisherigen industriesoziologischen Traditionslinie folgend –, die „inneren Widerspruchs- und Spannungsmomente“ neuer Arbeitsformen für unterschiedliche Beschäftigtengruppen zu erarbeiten (16). Hirsch-Kreinsen unterstreicht die Stärke der Industriesoziologie, eine anwendungs- und praxisbezogene Forschungsarbeit zu leisten, bleibt jedoch skeptischer in Bezug auf den Einfluss der Industriesoziologie in der Soziologie insgesamt (auch Kühl 2004, 151). Er macht die „Renaissance“ der Industriesoziologie davon abhängig, ob es darüber hinaus auch gelingt, konzeptionelle „Grundlagenforschung“ zu betreiben. Hirsch-Kreinsen diagnostiziert für die Industriesoziologie Schwierigkeiten, angesichts der Ausdifferenzierung von Arbeitsbedingungen schlüssige Erklärungsansätze bereit zu stellen, und sieht eine Lösung in der Überschreitung (teil)disziplinärer Grenzen, z.B. einer engeren Zusammenarbeit mit den Wirtschaftswissenschaften oder der Organisationstheorie. Theoretische Vertiefungen hält er in Bezug auf „politikwissenschaftliche Governancekonzepte und regulationstheoretische Überlegungen“ (2003, 17) für möglich, präzisiert diese jedoch nicht weiter. Wie alle AutorInnen plädiert auch Hirsch-Kreinsen für eine Gegenstandserweiterung und widerspricht einer Reduzierung von Industriesoziologie „auf die Entwicklung der ‚großen Industrie‘“ (16). Er sieht eine anhaltende Aktualität der Teildisziplin, die sich darin manifestiert, dass „die westlichen Gesellschaften gegenwärtig nur noch ökonomische Aktivitäten und Erwerbsarbeit als legitime Tätigkeitsformen zu akzeptieren scheinen“ (ebd.). Diese Argumentation lässt erstaunen, da dies – wie die Ergebnisse der (historischen) Frauenarbeitsforschung belegen – seit der Herausbildung des Kapitalismus nie anders war. Sie verweist jedoch auf bisherige Blindstellen der Teildisziplin, deren Schwerpunktsetzung nie auf der Analyse von Arbeit insgesamt, sondern in der Untersuchung von Erwerbsarbeit lag. Fast alle Beiträge der Debatte lassen diese *enge Auslegung des Arbeitsbegriffs* erkennen. Hirsch-Kreinsen berücksichtigt die wachsende Erwerbsbeteiligung von Frauen jedoch nur im Hinblick auf die Analyse von Erwerbspositionen und Arbeitsmarktstruktur; nicht-erwerbsvermittelte Arbeit wird dagegen nicht im Gegenstandsbereich verortet.⁸ Hirsch-Kreinsen identifiziert die Erwerbsintegration von Frauen als einen neuen Themenbereich und plädiert für eine Öffnung zu anderen (Teil-) Disziplinen. Private Sorgearbeit bleibt dabei jedoch ebenso aus dem Gegenstandsbereich ausgeblendet wie Schnittstellen zu solchen Disziplinen, die sich – wie etwa die Familiensoziologie – auf Arbeit beziehen, die jenseits von Organisationen stattfindet.

⁸ Auch Brose (1998), der für eine Lebenslaufperspektive der Forschung plädiert, fokussiert dabei auf Fragen von erwerbsvermittelter Arbeitskraftnutzung statt auf die Wechselwirkung von Erwerbs- und Nicht-Erwerbsarbeit während des Lebenslaufs.

3.4 Lohr

Eine Einbeziehung von Ergebnissen der Frauenarbeitsforschung und der Wechselwirkung von Lebensbereichen enthält lediglich die Positionsbestimmung von Lohr (2003).⁹ Sie konzentriert ihre Stellungnahme zur gegenwärtigen Arbeits- und Industriosociologie auf das Thema „Subjektivierung von Arbeit“. In einem Rückblick auf zentrale industriosociologische Studien zeichnet sie nach, dass sich „Subjektivierung“ langsam aber stetig ins Zentrum gerückt habe; eine Gegenstandserweiterung sei in dieser Hinsicht also bereits vollzogen. Lohr leuchtet aus, an welche Traditionslinien der Industriosociologie das Thema anschließt und wo sich mögliche neue Perspektiven eröffnen. Sie unterstreicht dabei – ähnlich wie Deutschmann – die wachsende Bedeutung einer stärkeren Subjektorientierung in der Forschung. Lohr betont – wie bereits Baethge (1991) – die „doppelte Konstituierung von Subjektivierung von Arbeit“ (511), indem sie Subjektivierung einerseits als neue Logik der Rationalisierung, andererseits aber auch als Orientierung der Individuen betrachtet und vorschlägt, diese sowohl getrennt als auch in ihrer Dialektik zu untersuchen.¹⁰ In den vorliegenden Studien werde – so ihre Kritik – beides meist vermischt. Mit dieser Sicht löst sie sich wie Deutschmann von einer in der Industriosociologie verbreiteten Perspektive auf individuelle Anpassungen von Beschäftigten und sieht in der Vernachlässigung individueller Orientierungen und Sinndeutungen die Tendenz, „Subjektivierung ohne Subjekte“ (2003, 526) zu denken. Lohr sieht wesentliche Probleme der Industriosociologie darin, zu bestimmen was Subjektivierung ist und wie das Subjekt „zu fassen“ ist. Die Konzepte bezögen sich entweder auf individuelle Arbeitsorientierungen und subjektive Potentiale oder aber auf die institutionelle Verfasstheit von Arbeit und neue Anforderungen an Beschäftigte. Lohr identifiziert darin zwei Dimensionen, die bislang jedoch nicht in ihrer Vermittlung untersucht würden. Zwar bleibt offen, wie sie sich eine solche Erweiterung vorstellt, doch plädiert sie für eine mikrosoziologische Öffnung, die – und hier unterscheidet sie sich von Deutschmann – wieder strukturell verankert werden und Eingang in das von Schumann begonnene „Strukturmodell“ finden soll. Um solche sozialstrukturellen Folgen abzuschätzen, müssten, so Lohr, die Ursachen von Subjektivierung nicht wie bisher isoliert, sondern stärker in ihrer Wechselwirkung untersucht werden. Ihre Positionsbestimmung zielt insofern auf eine Fortsetzung bisheriger Traditionslinien der Industriosociologie, bringt aber implizit durch Hinweise auf die *Verbindungslinien zwischen strukturellen Anforderungen und subjektiven Orientierungen* auch eine theoretische Perspektiverweiterung in die Debatte ein.

3.5 Kühl

Lohr, wie auch die anderen diskutierten AutorInnen, äußert sich sehr präzise zu den erforderlichen Gegenstandserweiterungen, während theoretische Perspektivwechsel angedeutet, aber kaum ausführlich vorgestellt oder auf den neuen Gegenstand angewendet werden. Eher umgekehrt verhält es sich bei Kühl (2004), der nicht für eine Verbreiterung von Forschungsthemen, sondern für eine theoretische Umorientierung wirbt. Kühl dekliniert die

9 Howaldt (2003) berücksichtigt in seinem Plädoyer für „neue Leitbilder“ der Arbeitsforschung den außerbetrieblichen Lebenszusammenhang und spricht sich – im Sinne einer Aktualisierung der Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens – dafür aus, die Debatte zu „guter Arbeit“ um die Perspektive auf die Bedingungen für „gutes Leben“ zu erweitern.

10 Damit rekurriert Lohr implizit auf einen weiten Rationalisierungsbegriff, der nicht nur technisch-ökonomisch, sondern auch sozial ansetzt (bereits Braczyk/v.d. Knesebeck/Schmidt 1982). Anstatt an gesellschaftliche Rationalisierungsprozesse anzuknüpfen, argumentiert Lohr hier auch im Sinne der Wertewandel-Debatte.

klassischen Kategorien der Teildisziplin systemtheoretisch durch und distanziert sich dabei in zweierlei Hinsicht von industriesoziologischen Traditionen: Zum einen schätzt er die gesellschaftstheoretische Diagnosefähigkeit der Marxschen Theorie als weitgehend überholt ein und favorisiert die Theorie funktionaler Differenzierung als überzeugenderen Erklärungsansatz; zum anderen lehnt Kühl den gesellschaftskritischen Anspruch der Teildisziplin ab und beklagt eine „abgeschwächte Distanz zu den Vertretern der Arbeitnehmerschaft“ (Kühl 2004, 153f.). Beide Aspekte seien verantwortlich für eine aus seiner Sicht wachsende *Randständigkeit der Industriesoziologie* innerhalb der Soziologie.

Kühl betrachtet in seinem Beitrag exemplarisch klassische industriesoziologische Themen wie „Betrieb“ und „Arbeiterbewusstsein“, stellt ihnen differenzierungstheoretische Analysen zu „Organisation“ und „Rolle“ gegenüber und vergleicht die Erklärungskraft der Theoriegebäude von Marx und Luhmann. Kühl scheint es dabei jedoch weniger darum zu gehen, mögliche Verbindungslinien zwischen den Theorien zu identifizieren, als darum, die *Systemtheorie als tragfähigere Theorie* darzustellen. Seine Beispiele sind stets so gewählt und interpretiert, dass die Theorie funktionaler Differenzierung als „bessere“ Option erscheint. Da an dieser Stelle nicht die ganze Argumentation nachgezeichnet werden kann, sei zur Illustration ein Aspekt ausgewählt: Kühl hält eine Erklärung individuellen Handelns über die Kategorie des Arbeiterbewusstseins für nicht mehr tragfähig und favorisiert ein funktionalstrukturell angelegtes Konzept von Rolle.¹¹ Da es, so seine Anlehnung an Luhmann, nicht möglich sei, „die Rolle in einem Kontext (...) beliebig in einen anderen Kontext“ zu übertragen (Kühl 2004, 133), hätten folglich auch Personen mit einem hohen Status in der Sozialstruktur keine Vorteile außerhalb des Systems, in dem sie diesen Status erworben haben: „Die Professorin muss geduldig warten, bis der Friseur dem Studenten die Haare geschneitten hat.“ (Kühl 2004, 133). So einleuchtend das Beispiel klingt: Die Professorin hat – im Unterschied zum Studierenden – aufgrund ihres Status (und ihres ungleich größeren materiellen Kapitals) nicht nur die Möglichkeit, sich statt beim Friseur an der Ecke von einem teuren „Star“-Coiffeur bedienen zu lassen, sondern sie kann auch davon ausgehen, dass sie diese Dienstleistung in den entsprechenden Salons ohne Wartezeit und versüßt durch Speisen, Getränke und Hochglanzmagazine erhält. Die Systemtheorie verweist berechtigterweise auf die Grenzen und Kontextabhängigkeit des Einsatzes materiellen oder sozialen Kapitals. Der Student könnte also über ähnlich hohes materielles Kapital verfügen wie die Professorin und dies zwar nicht in der Universität für den Erwerb von Leistungsnachweisen einsetzen, sehr wohl aber beim Friseurbesuch geltend machen. Diese These ist theorieimmanent logisch; sie vernachlässigt aber die Option des Transfers von Kapitalien: Der Student kann mithilfe von materiellem Kapital z.B. Sprachkurse oder Klausurentrainings finanzieren, Bücher kaufen statt auf Ausleihen zu warten, sich statt zu jobben auf das Studieren konzentrieren oder sich die Examensarbeit gegen Bezahlung von kompetenten, aber erwerbslosen Akademikern schreiben lassen. Kühl antizipiert derlei Einwände und beantwortet sie damit, „dass alle gesellschaftlichen Teilsysteme auf die *prinzipielle* Inklusion aller Menschen aufgebaut sind“ (Kühl 2004, 142; herv. i. O.) und die Menschen deshalb die im jeweiligen System gültigen Maßstäbe akzeptierten. Kühl weiß zwar, dies zeigt die Hervorhebung, um den Unterschied zwischen potenzieller und faktischer Inklusion, sieht darin jedoch keinen Anlass, dies als systemtheoretisches Defizit zu verbuchen

11 Ein Zusammenhang zwischen der Positionierung in der Sozialstruktur und Lebenschancen in anderen Teilbereichen sei historisch für vormoderne Gesellschaften gültig, habe aber für moderne Gesellschaften keine Bedeutung – so Kühls Anlehnung an die Theorie funktionaler Differenzierung (Kühl 2004, 131). Im Unterschied hierzu definiert z.B. Knapp unter „Rolle“ „einen spezifischen Erwartungs-, Zuweisungs- und Zumutungshorizont, der in Herrschaftsbedingungen eingebunden ist“ (Knapp 1987, 270).

und die für moderne Gesellschaften charakteristische Wechselwirkung von sozialem Status und Lebenschancen zu thematisieren.¹² Es ist bekannt, dass gemäß der Systemtheorie dieser Ressourceneinsatz nicht den binären Code des Funktionssystems „Wissenschaft“ berührt und insofern auch nicht weiter betrachtet zu werden braucht. Für eine Forschung, die empirisch vorgeht, muss diese Perspektive jedoch unbefriedigend bleiben: Um Forschungsfragen zu operationalisieren, ist die Industriesoziologie gezwungen, Gesellschaftstheorie auf Ansätze mittlerer Reichweite herunterzubrechen.

Kühl lässt sich zudem dazu verleiten, einen Bezugspunkt für seine Argumentation zu wählen, der innerhalb der Industriesoziologie bereits seit langem als ‚veraltet‘ gilt: Klassenlage und Arbeiterbewusstsein standen im Zentrum empirischer „Klassiker“ der Industriesoziologie (Popitz u.a. 1957a, b; Goldthorpe u.a. 1968) und sind zwar nicht aus der Forschung verschwunden, wurden seit den späten siebziger Jahren aber zunehmend indirekt untersucht und zugunsten von Arbeitsbewusstsein, Lebenswelt und Relevanzstrukturen (bereits Schumann u.a. 1981; Brock/Vetter 1982; Voß 1984) vernachlässigt. Für einige Industriesoziologen galt die Arbeiterbewusstseinsforschung bereits in den achtziger Jahren als „gescheitert“ (Brandt 1984, 266).

Kühl unterstreicht in seiner Argumentation zwar die Reichweite der Marxschen Gesellschaftstheorie und deren Leistung, nicht nur die „Expansionskraft einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung“ zu erklären, sondern „über die Unterscheidung von ökonomischer ‚Basis‘ und ideologischem ‚Überbau‘ (...) auch das Verhältnis von Wirtschaft zu anderen Teilbereichen zu bestimmen“ (Kühl 2004, 149). Man könne jedoch – so seine zentrale These – erst „wenn man der Annahme der Differenzierung der modernen Gesellschaft in weitgehend autonome gesellschaftliche Teilsysteme folgt, (...) die Rolle der ‚Ökonomie‘ in der Gesellschaft näher bestimmen“ (151). Dieser theoretische Richtungswechsel sei nötig, um die Relevanz der Industriesoziologie innerhalb der Soziologie zu bewahren bzw. wieder auszubauen. Kühl plädiert damit offensiv für einen gesellschaftstheoretischen Paradigmenwechsel, der sich einseitig auf die Vorteile der Systemtheorie bezieht, ohne Gegenpositionen in die Analyse einzubeziehen.¹³

Der „kritische“ *Impetus* der Industriesoziologie wird sodann als ‚überholt‘ *verabschiedet*. Während Deutschmann und Schumann vor einer Arbeitsforschung der „self-fulfilling prophecies“ warnen und auf den eher wachsenden Bedarf an Forschung verweisen, die (auch) zur Verbesserung von Arbeitsbedingungen beizutragen vermag, plädiert Kühl für eine „ketzerische“ Zuspitzung der Analysen, die sich nicht um die Übertragbarkeit und den Nutzen ihrer Ergebnisse zu scheren habe (Kühl 2004, 154; ähnlich Luhmann 1991). Die „Forderung nach einer ‚kritischen Soziologie‘“ deklariert er als „Pleonasmus“, da Soziologie als Wissenschaft von der Gesellschaft ohnehin „keine Rücksicht auf die Handlungslogiken von gesellschaftlichen Teilbereichen, auf die Interessen von Organisationen oder gar von Personen nehmen“ müsse (Kühl 2004, 153). Damit unterstellt Kühl industriesoziologischer Forschung bereits aufgrund ihrer Fokussierung auf Arbeitsbedingungen von Beschäftigten nicht nur Parteilich-

12 Menschen erleben tagtäglich, dass sie im Erwerbsleben zwar nicht nach Geschlecht oder ethnischer Herkunft beurteilt werden sollten, dies jedoch faktisch immer wieder geschieht. Segregationsprozesse am Arbeitsmarkt sind ein Beispiel, an dem sich dies widerspiegelt (z.B. Engelbrech 2002). Gerade die *vermeintliche* Neutralität des Wirtschaftssystems gegenüber Geschlecht und Ethnizität der Beschäftigten führt dazu, dass Betroffene den Nachweis ihrer Benachteiligung nur schwer erbringen können, da diese auch, aber eben nicht ausschließlich durch die formale Struktur von Organisationen erfolgt.

13 Dies ist insofern problematisch, als Kühls Publikation als Einführung ins Thema und in die Teildisziplin angelegt ist und sich an Neulinge in der Debatte richtet, denen Gegenpositionen oder alternativ interpretierbare empirische Forschungsergebnisse kaum bekannt sein dürften.

keit, sondern auch Unwissenschaftlichkeit und erweckt den Eindruck, bisherige Untersuchungen und Analysen hätten Gefälligkeitsforschung für Interessen von abhängig Beschäftigten und deren Interessenorganisationen betrieben. Gerade die Tradition der Kritik der Politischen Ökonomie hat jedoch die Industriesoziologie hiervor auch bewahrt: Ohne Zweifel richtet sich der Fokus auf die Nutzung von Arbeitskraft und damit auch auf die betroffenen Beschäftigten und die an sie gerichtete Anforderungen. Im Zentrum stand hingegen überwiegend die Analyse von Rationalisierungsprozessen, die nicht auf betriebliches Geschehen reduziert, sondern auf den Wandel der Ökonomie insgesamt ausgedehnt wurde, um daraus eine Kapitalismuskritik zu entwickeln.

Es bleibt abzuwarten, wie die Reaktionen auf Kühls Vorstoß ausfallen, und ob in der Forschung eine offensivere Bezugnahme auf die Systemtheorie Luhmanns erfolgt. Dafür spricht, dass sowohl die Theorie funktionaler Differenzierung als auch die Organisationssoziologie gegenwärtig ein Vokabular bereitstellen, das vielen zeitgemäßer erscheint als industriesoziologische Kategorien wie „Betrieb“ oder „Industrie“ und Rekurse auf einen Theoretiker wie Karl Marx, der nicht nur als Wissenschaftler, sondern stets auch als Leitfigur einer politischen Bewegung wahrgenommen wird.¹⁴ Ein Versuch, das industriesoziologische Selbstverständnis in der Tradition der Marxschen Theorie zu revitalisieren, steht bislang noch aus. Ob insofern ein Paradigmenwechsel nur als Vorschlag im Raum steht oder sich möglicherweise unter der Hand bereits vollzieht, kann hier nicht beantwortet werden. Die Konsequenzen zeichnen sich zumindest deutlich ab: Kühl verspricht sich von einer gesellschaftstheoretischen Neuorientierung einen Bedeutungsgewinn für die Industriesoziologie. Seine Vorschläge zu Paradigmenwechsel und ‚Ketzerei‘ ebnen jedoch den Weg dafür, die Industriesoziologie derart auszuhöhlen und von ihren Traditionslinien zu lösen, dass sich als Ausweg aus der inszenierten Krise letztlich nur ihre Subsumtion unter die Organisationssoziologie bietet.

Schumann befürchtet insofern zurecht das „Ende“ der Industriesoziologie an sich sowie einer Industriesoziologie, die sich nicht nur auf die innerwissenschaftliche Logik von Karriere und Ruhm der ForscherInnen gründet, sondern auch verändernd in die Gesellschaft einzugreifen versucht. Dass dies allein durch die Wahl von Forschungsthemen möglich ist und durchaus den Kriterien von Wissenschaftlichkeit gerecht wird, hat die Arbeitsforschung der letzten Jahrzehnte unter Beweis gestellt. *Kritische Forschung ist keineswegs ein Pleonasmus*. Sie beginnt, um an Schumanns Position anzuknüpfen, mit der Frage, ob z.B. das Thema „Arbeitslosigkeit“ überhaupt als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewählt wird, wenn damit weder Projektmittel noch Lehrstühle an Hochschulen zu ergattern sind.

4 Perspektiverweiterung mit beschränktem Horizont: Die Persistenz der Erwerbsfixierung

Ließ sich die Krisendiagnose hinsichtlich des Gegenstandsbereichs bei allen AutorInnen widerlegen, sticht ihre Gültigkeit in Bezug auf den Arbeitsbegriff umso greller ins Auge: Eine „Krise der Arbeits- und Industriesoziologie“ kann insofern dahingehend resümiert werden,

¹⁴ Dies ergibt sich aus Marx Kritik der Politischen Ökonomie, in der Analyse und politische Zielsetzung miteinander verknüpft sind. In der industriesoziologischen Marx-Rezeption reproduziert sich diese Vermischung. Inwiefern eine Distanz zum Theoretiker Marx hierin begründet liegt, bewegt sich im Raum des Spekulativen. Es erscheint jedoch geboten, statt – wie Kühl – von der „marxistischen“ Theorie zu sprechen, Marx wissenschaftliche Analyse von der an Marx anknüpfenden politischen Bewegung begrifflich zu trennen.

dass Arbeit außerhalb der Erwerbssphäre hinsichtlich ihrer subjektiven Bedeutung, ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz und hinsichtlich ihrer Wechselwirkung mit Erwerbsarbeit in der gesamten Debatte unterschätzt wird. Während in der empirischen Forschung sowohl ein erweiterter Arbeitsbegriff als auch die Verbindungslinien zwischen Lebensbereichen vermehrt Beachtung finden, begrenzt sich das in den wissenschaftsöffentlichen Diskursen proklamierte Selbstverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie damit nach wie vor auf die Analyse von Erwerbsarbeit – sei es, um Komplexität zu reduzieren oder die mit den unterschiedlichen Arbeitsformen verknüpfte Geschlechterfrage zu umgehen (zur Kritik: Gottschall 2000). Seit Jahrzehnten beziehen sich Autoren in Überblicksartikeln und Stellungnahmen auf die Gründergeneration der Industriesoziologie und deren Hinweise auf die Relevanz von Arbeiten und Leben jenseits der Erwerbssphäre (z.B. Bahrdt 1982); in ihrer Definition des Aufgabengebietes oder in Forderungen zur Ausdehnung des Themenspektrums setzen sie dies allerdings nicht um. Die postulierten Gegenstandserweiterungen bleiben insofern der industriesoziologischen Tradition verhaftet, die Teildisziplin weiterhin auf die Untersuchung bezahlter Erwerbsarbeit einzuschwören.

Mit dieser Selbstbeschränkung handelt sich die Arbeits- und Industriesoziologie gegenwärtig *zwei Reduktionismen* ein, die ihrer Diagnosefähigkeit nachhaltig schaden können:

1. Zum einen vergibt die Teildisziplin die Chance, neue Entwicklungen in der Erwerbssphäre in ihren Folgen für individuelle Arbeitsbedingungen und subjektive Belastung zu reflektieren. Bleibt der gesamte Bereich von Nicht-Erwerbsarbeit der Analyse entzogen, wird es kaum gelingen, die neuen *Anforderungen und Zumutungen* zu identifizieren, die mit der Subjektivierung von Arbeit, einer Arbeitsorganisation nach dem Modell des Arbeitskraftunternehmers oder der zunehmenden Erwerbsintegration von Frauen verbunden sind. Dies hat mindestens zwei Ursachen: Einerseits wird die Reaktion der Betroffenen auf veränderte strukturelle Bedingungen sowie ihre Anpassungsfähigkeit und -bereitschaft maßgeblich durch individuelle Kompetenzen und Präferenzen beeinflusst, aber darüber hinaus auch durch außerbetriebliche Faktoren wie z.B. die generelle Familien- und Freizeitorientierung, soziale Bindungen oder die Verpflichtungen in alternativen Arbeitsbereichen. Ursachen für Schwierigkeiten in der Anpassung an veränderte Arbeitsformen und damit einhergehende Belastungen müssen insofern – dies ist für die empirische Arbeitsforschung keine neue Erkenntnis – auch im lebensweltlichen Alltag der Beschäftigten vermutet werden. Sie resultieren möglicherweise in *neuen Polarisierungen und sozialen Ungleichheitslagen innerhalb von Beschäftigtengruppen*.¹⁵ Andererseits stellt sich für die Arbeits- und Industriesoziologie die Frage, welche Bedeutung Arbeit außerhalb der Erwerbssphäre für die neuen Arbeitskonzepte zukommt. Wenn *Kompetenzen* aus dem außerbetrieblichen Leben mobilisiert werden sollen und – als mögliche neue Stufe kapitalistischer Nutzung von Arbeitskraft – ein Zugriff auf den ‚ganzen Menschen‘ erfolgt, so bleibt zu klären, um welche Fähigkeiten und Fertigkeiten es sich dabei handelt und wie sie außerhalb von Erwerbsarbeit vermittelt werden. Erst die *Operationalisierung eines ganzheitlichen Arbeitsbegriffs* wird zeigen können, welche Fähigkeiten ‚angezapft‘ werden und welchen Einfluss dies auf das „Strukturbild der Erwerbstätigkeit“ hat. Für eine gesellschaftskritische Forschung, die „Fragen nach den Auswirkungen von Rationalisierungsprozessen und Arbeitsintensivierung erörtert und Herrschaftsstrukturen problematisiert“ (Schumm-Garling 1983, 114), bleibt die Abschätzung solcher Folgen obligatorisch.

15 Ein Beispiel hierfür ist das so genannte „mother gap“, das auf dem Arbeitsmarkt – vor dem Hintergrund einer strukturellen Unvereinbarkeit von Familie und Beruf – als Polarisierung zwischen Müttern und kinderlosen Frauen wirksam wird.

Die Vertreter der Teildisziplin zeigen sich in ihren Stellungnahmen zwar aufgeschlossen gegenüber anhaltenden Geschlechterhierarchien, doch hat dies – wie die Beiträge belegen – keinen Einfluss auf ihre Definition von Fragestellungen oder theoretische Perspektiven der Arbeits- und Industriesoziologie. Insofern bleibt Brandts Kritik und Warnung aktuell, dass „die industriesoziologische Forschung sich aufgrund ihrer Festlegung bislang gegenüber Veränderungen ihres Gegenstandsbereichs immunisiert, sofern sie ihr Gegenstands- und Problemverständnis berühren, ohne sich der verheerenden Folgen bewusst zu werden, die sich längerfristig für den Bestand der Disziplin ergeben.“ (Brandt 1984, 267).

2. Zum anderen eröffnet sich erst über einen erweiterten Arbeitsbegriff und Gegenstandsbereich der Blick auf *Verbindungslinien* zwischen vordergründig getrennten Lebensbereichen und damit eine – keineswegs neue, aber scheinbar vernachlässigte – gesellschaftstheoretische Perspektive. *Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Arbeitsbereichen* bleiben in den Verlautbarungen zum aktuellen Selbstverständnis jedoch ganz offenkundig ausgeklammert. Weder werden die Ergebnisse der *Frauenarbeitsforschung* in den Rückblicken rezipiert, noch zieht man gesellschaftstheoretische Impulse wie etwa das Konzept zur „doppelten Vergesellschaftung“ oder die Analysen zur „Strukturkategorie Geschlecht“ (Becker-Schmidt) in die Reflexionen zur Diagnosefähigkeit ein. Aus zwei Gründen wäre ein solcher Rekurs naheliegend: Zum einen hat die Frauenforschung durch ihren weiten Arbeitsbegriff den Zusammenhang unterschiedlicher Arbeitsformen und daraus resultierende *Unterdrückungs- und Ausgrenzungsphänomene* nicht nur beschreiben, sondern auch *erklären* können. Zum anderen boten und bieten ihre Konzepte Impulse für die Theoriedebatte, da ihre Vertreterinnen Defizite sowohl an der Marxschen Gesellschaftstheorie als auch an der Systemtheorie aufzeigen: Gerade *weil* die Theorien Lebensbereiche bzw. Teilsysteme als voneinander unabhängig denken, übersehen diese – so das zentrale Argument – verdeckte Verbindungslinien, die in Alltag und Lebensläufen von Frauen wirksam werden und traditionelle Geschlechterbeziehungen und ein hierarchisches Geschlechterverhältnis sowohl verursachen als auch reproduzieren (exemplarisch Becker-Schmidt/Knapp 1995). Die Beiträge, die theoretische Defizite der Arbeits- und Industriesoziologie diagnostizieren, blenden diese gesellschaftstheoretischen Arbeiten zum *Vermittlungszusammenhang von Arbeit und Geschlecht* bislang aus und sehen darin ganz offenkundig auch keinen *Impuls für eine Aktualisierung des gesellschaftstheoretischen Anspruchs* der Industriesoziologie.¹⁶ Die Analyse eines rigideren Zugriffs auf subjektive Potentiale von Beschäftigten könnte hier jedoch vergleichsweise unmittelbar anschließen und nach dem Vorbild der Frauenarbeitsforschung Polarisierungen erklären, die sich aus der Einbindung in unterschiedliche Arbeitsbereiche für die Integration bzw. Desintegration von Individuen ins Erwerbsleben ergeben. Dies gewinnt nicht nur an Relevanz, um Phänomene wie Arbeitslosigkeit und steigende Erwerbsorientierung von Frauen zu untersuchen, sondern auch für die Analyse von Arbeit in klassisch androzentrischer Perspektive: Die Analyse des Wandels von Erwerbsarbeit erfordert gerade aufgrund neuer Prinzipien der Nutzung von Arbeitskraft eine Berücksichtigung solcher Wechselwirkungen, die zwar keineswegs geschlechtsneutral sind, aber zunehmend auch für die strukturelle Positionierung männlicher Beschäftigter relevant wird. Wie Beschäftigte auf zunehmende Flexibilitätsanforderungen von Unternehmen reagieren und ihre *Arbeitskraft nachhaltig reproduzieren*, kristallisiert sich bereits als Faktor heraus, der neue Polarisie-

16 Kühls Argumentation für einen theoretischen Paradigmenwechsel lässt die Analyse solcher Wechselwirkungen und ihrer Folgen für die Sozialstruktur ebenso vermissen wie eine Auseinandersetzung mit Autoren, die Erweiterungen an der systemtheoretischen Perspektive einfordern (z.B. Schimank 1996).

rungen innerhalb der Genus-Gruppe und innerhalb qua formaler Qualifikation homogener Arbeitsgruppen beeinflusst.

5 Fazit

Die Diagnosefähigkeit der Arbeitssoziologie wird nicht zuletzt davon abhängen, ob es gelingt, einen erweiterten Arbeitsbegriff anzuwenden und Wechselwirkungen zwischen Lebensbereichen theoretisch zu reflektieren und in der empirischen Forschung zu operationalisieren. Trotz einer sehr regen Debatte zu Selbstverständnis und Zukunft der Arbeits- und Industriesoziologie wird der *gesamte Arbeitsbereich jenseits der Erwerbssphäre* lediglich als Voraussetzung und Rahmenbedingung, *nicht jedoch als Kern des Forschungsgebietes definiert*. Weder in älteren noch in jüngeren Überblickswerken finden sich dezidierte Hinweise auf AutorInnen oder Studien, die Erkenntnisse über andere Arbeitsformen ergründet haben. Empirische „Klassiker“ der Teildisziplin werden einseitig hinsichtlich ihrer Ergebnisse über Erwerbsarbeit herangezogen. Angesichts der Entwicklungsdynamik von Arbeit muss diese Begrenzung irritieren: Greifen – in welchem Grad auch immer – Nutzungskonzepte von Arbeitskraft auf die Subjekte, ihre Potentiale und ihr soziales Umfeld zu, dann war und ist es Aufgabe der Arbeitssoziologie, sich diesen Prozessen zu widmen. Wenn man also der Teildisziplin einen „Anachronismus“ attestieren kann, dann weniger im Hinblick auf ihr vermeintlich erodierendes gesellschaftskritisches Potential als aufgrund ihrer programmatischen Fixierung auf Erwerbsarbeit. Gerade in der Perspektive auf Arbeit außerhalb der Erwerbssphäre liegt die Möglichkeit, das *kritische Potential der Teildisziplin zu revitalisieren*. Das Handeln am Arbeitsplatz wird sich ohne die Einbeziehung der außerbetrieblichen Bedingungen auch zukünftig nicht deuten lassen. Eine erweiterte Nutzung von Arbeitskraft bedarf einer wissenschaftlichen Perspektive, die weder Folgen für die Subjektkonstitution noch die Entwicklung von Arbeitsfähigkeiten im außerbetrieblichen Leben ausblendet. Es kristallisiert sich als eine für die Soziologie insgesamt bedeutsame Forschungsfrage heraus, ob der Wandel von Arbeitsanforderungen auch Veränderungen in subjektiven Kompetenzen und Orientierungen nach sich zieht.

Der jüngeren Generation bleibt es nicht verwehrt, sich selbst auf die Suche nach anderen, erweiterten Perspektiven zu begeben, anstatt sich an den Überblicksartikeln zu orientieren. Der aktuelle Diskurs in der Arbeits- und Industriesoziologie ist jedoch insofern bedeutsam, als dass „in und mit Diskursen Deutungsvorgaben für politische und soziale Ereignis- und Handlungszusammenhänge produziert werden, die darüber entscheiden, wie diese (...) wahrgenommen und bewertet werden“ (Schwab-Trapp 2001, 263). Auch wenn die Ausführungen den Ansprüchen an eine Diskursanalyse nicht gerecht werden konnten, so fällt doch auf, dass „diskursive Eliten“ (ebd.) zu Wort kommen, d.h. prominente Lehrstuhlinhaber, die ihre Beiträge in Fachzeitschriften veröffentlichen, die eine breite, über die Teildisziplin hinausgehende Fachöffentlichkeit erreichen. Auslassungen von Themen und Perspektiven sind dabei keineswegs als zufällig zu betrachten: Sie sind als Indiz für die Aufgeschlossenheit bzw. Begrenzung im Selbstverständnis und für implizite Vorgaben an zukünftige (arbeits)soziologische Forschung zu bewerten.

Literatur

- Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität. Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit; in: *Soziale Welt*, 42, 1, 6-19
- Bahrndt, Hans Paul (1982): Die Industriesoziologie – eine „spezielle Soziologie“?; in: Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck (Hg.): *Materialien zur Industriesoziologie*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, Sonderheft 24, 11-15
- Becker-Schmidt, Regina u.a. (1983): *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*. Bonn
- Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) (1995): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/New York
- Born, Claudia, Helga Krüger (Hg.) (1993): *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim
- Braczyk, Hans-Joachim u.a. (1982): Nach einer Renaissance. Zur gegenwärtigen Situation von Industriesoziologie in der Bundesrepublik Deutschland; in: Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck (Hg.): *Materialien zur Industriesoziologie*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, Sonderheft 24, 16-56
- Brandt, Gerhard (1984/1990): Marx und die neuere deutsche Soziologie; in: Gerhard Brandt: *Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung. Transformationsprozesse des modernen Kapitalismus, Aufsätze 1971-1987*. Frankfurt, 254-280
- Brock, Ditmar, Hans-Rolf Vetter (1982): *Alltägliche Arbeiterexistenz: soziologische Rekonstruktionen des Zusammenhangs von Lohnarbeit und Biographie*. Frankfurt/New York
- Brose, Hans-Georg (1998): Proletarisierung, Polarisierung oder Upgrading der Erwerbsarbeit? Über die Spätfolgen „erfolgreicher Fehldiagnosen“ in der Industriesoziologie; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, Sonderheft 38, 130-163
- Deutschmann, Christoph (2001): Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie – ein Anachronismus?; in: *Leviathan* 29, 1, 58-69
- Deutschmann, Christoph (2002): *Postindustrielle Industriesoziologie. Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten*. Weinheim/München
- Deutschmann, Christoph (2003): Industriesoziologie als Wirklichkeitssoziologie; in: *Berliner Journal für Soziologie* 13, 4, 477-496
- Engelbrech, Gerhard (Hg.) (2002): *Arbeitsmarktchancen für Frauen*. Nürnberg
- Goldthorpe, John H. u.a. (1968): *The affluent worker: industrial attitudes and behaviour*. Cambridge
- Gottschall, Karin (2000): *Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen
- Herkommer, Sebastian (1972): Vom Elend der Industriesoziologie; in: *Sozialistische Politik* 16, 71-87
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2003): Renaissance der Industriesoziologie?; in: *Soziologie* 31, 1, 5-20
- Howaldt, Jürgen (2003): Die plurale Arbeitswelt der Zukunft als Herausforderung für die sozialwissenschaftliche Forschung; in: *ARBEIT*, 12, 4, 321-336
- Jürgens, Kerstin (2004): Kein Seiltanz ohne Netz. Zur Funktionalität individueller und betrieblicher Grenzziehungen; in: Hans J. Pongratz, G. Günther Voß, (Hg.): *Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung*. Berlin, 163-186.
- Kern, Horst (1998): Proletarisierung, Polarisierung oder Aufwertung der Erwerbsarbeit? Der Blick der deutschen Industriesoziologie seit 1970 auf den Wandel der Arbeitsstrukturen; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, Sonderheft 38, 113-129
- Kern, Horst (2001): Die Wiederkehr der Soziologie; in: *Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (Hg.): Wissenschaften 2001. Diagnosen und Prognosen*, 117-134.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1981): *Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils*. Bonn
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987): Arbeitsteilung und Sozialisation; in: Ursula Beer (Hg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*. Bielefeld, 236-273
- Kuhn, Thomas S. (1967): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt

- Kühl, Stefan (2004): Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie; in: *Soziologie* 33, 2, 7-16
- Littek, Wolfgang u.a. (Hg.) (1982): *Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie*. Frankfurt am Main/New York
- Lohr, Karin (2003): Subjektivierung von Arbeit; in: *Berliner Journal für Soziologie* 13, 4, 511-530
- Luhmann, Niklas (1991): Am Ende der kritischen Soziologie; in: *Zeitschrift für Soziologie* 20, 2, 147-152
- Lutz, Burkart, Gert Schmidt (1977): *Industriesoziologie*; in: René König (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Stuttgart, 101-262, 2. Auflage
- Maurer, Andrea (2004): Elend und Ende der Arbeits- und Industriesoziologie? Einige Anmerkungen zu Erkenntnisprogrammen, Theorietraditionen und Bindestrich-Soziologien; in: *Soziologie* 33, 4, 7-19
- Mikl-Horke, Gertraude (1984/1988): *Organisierte Arbeit. Einführung in die Arbeitssoziologie*. München/Wien
- Moldaschl, Manfred (1998): Internalisierung des Marktes. Neue Unternehmensstrategien und qualifizierte Angestellte; in: ISF München u.a. (Hg.): *Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung 1997*. Berlin, 200-250
- Negt, Oskar (2001): *Arbeit und menschliche Würde*. Göttingen
- Popitz, Heinrich u.a. (1957a): *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters: Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen
- Popitz, Heinrich u.a. (1957b): *Technik und Industriearbeit: Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hg.) (1995): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen
- Resch, Marianne (2004): Auf dem Weg von der Erwerbsarbeitspsychologie zur Arbeitspsychologie; in: Dagmar Baatz u.a. (Hg.): *Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit*. Münster, 104-116
- Sauer, Dieter, Volker Döhl (1997): Die Auflösung des Unternehmens?; in: INIFES Stadtbergen u.a. (Hg.): *Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung 1996*. Berlin, 19-76
- Schimank, Uwe (1996): *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen
- Schmidt, Gert (1980): Zur Geschichte der Industriesoziologie in Deutschland; in: *Soziale Welt* 31, 2, 257-278
- Schumann, Michael (2001): Kritische Industriesoziologie – Neue Aufgaben; in: *SOFI-Mitteilungen* 23, 29, 93-97
- Schumann, Michael (2002): Das Ende der kritischen Industriesoziologie?; in: *SOFI-Mitteilungen* 24, 30, 11-25
- Schumann, Michael (2003): *Metamorphosen von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Kritische Industriesoziologie zwischen Taylorismusanalyse und Mitgestaltung innovativer Arbeitspolitik*. Hamburg
- Schumm-Garling, Ursula (1983): *Soziologie des Industriebetriebes*. Stuttgart/Berlin
- Schwab-Trapp, Michael (2001): Diskurs als soziologisches Konzept; in: Reiner Keller u.a. (Hg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Bd. 1, Theorien und Methoden. Opladen, 261-283
- Touraine, Alain (1972): *Die postindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt
- Voß, G. Günter (1984): *Bewußtsein ohne Subjekt? Eine Kritik des industriesoziologischen Bewußtseinsbegriffs*. Großhesselohe
- Voß, G. Günther, Hans J. Pongratz (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 1, 131-158

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Kerstin Jürgens
 Universität Hannover
 Institut für Soziologie
 Schneiderberg 50
 D-30167 Hannover
 k.juergens@ish.uni-hannover.de

Schlagwörter: Soziologie, Theorien und Ansätze, Zukunft der Arbeit